



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Das Magazin

für



Litteratur.



Begründet von Joseph Lehmann.



Herausgegeben

von

Fritz Mauthner und Otto Neumann-Hofer.



Sechzigster Jahrgang.



Berlin 1891.

Verlag von S. & P. Lehmann.

Das Magazin

— für Litteratur. —

1832 begründet
von
Joseph Lehmann.

Herausgegeben von **Fritz Mauthner** und **Otto Neumann-Hofer**.

Verlag
von
F. & P. Lehmann.

Redaktion: Berlin W. Wintersfeldstraße 8.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 1 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die dreispaltene Petitzeile.

— Preis der Einzelnummer: 40 Pfg. —

60. Jahrgang.

Berlin, den 14. Februar 1891.

Nr. 7.

Inhalt: Ludwig Bietsch: Wie man Schriftsteller werden kann. VI. — Curt Pfüze-Grottewig: Hermann Sudermann als Romanschriftsteller. — Friedrich Helbig: Zur Geschichte des Problems des Grafen von Gleichen. — Iroslav Brchlicky: Zwei Gedichte. — Armando Balonio Balbes: Der Traum eines zum Tode Verurteilten. — Theater von Fritz Mauthner: Tolstoj's „Früchte der Bildung“. — Wildenbruch's „Neuer Herr“. — Ibsen's „Hedda Gabler“. — Litterarische Neuigkeiten. — Berichtigung.

Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Zur Geschichte des Problems des Grafen von Gleichen.

Von
Fr. Helbig.

Der romantischen Sage von der Doppelhehe des Grafen von Gleichen wird von der nüchternen Geschichtsforschung bekanntlich das Zeugnis der Aechtheit versagt. Es ist nachgewiesen, daß an der Kreuzfahrt Ludwig des Heiligen ins gelobte Land ein Graf von Gleichen gar nicht teilgenommen hat; denn die Reinhardsbrunner Annalen erwähnen eines solchen nicht, obwohl sie alle Teilnehmer von irgend welcher Bedeutung der Reihe nach aufzählen. Zwar existirte zu jener Zeit ein Graf Ernst von Gleichen, derselbe war aber weder im Besitze der Burg Gleichen, noch gestattete sein hohes Alter, ihn zum Träger einer Liebhaberrolle zu machen, denn er war, als die thüringer Mitter sich das Kreuz anhefteten, siebenzig Jahre alt, ein Alter, in dem es mit der Liebesromantik gemeinhin vorbei zu sein pflegt. Auch das weitere Zeugnis von der Existenz jener Doppelhehe: das Grabmal des Grafen und seiner beiden Frauen im Dome zu Erfurt, wird von der Geschichtsforschung rücksichtslos beseitigt, denn sie hat herausgebracht, daß die dort Eingefargten und durch die Skulptur Berewigten der Graf Sigismund I. von Gleichen und seine beiden Frauen erster und zweiter Ehe Agnes von Querfurt und Katharina von Schwarzburg sind, und nur die Spekulation schlauer Mönche die Umwandlung der drei Namen herbeiführte, da sie sich davon einen größeren Zulauf für ihr Kloster versprachen. Selbst das in Öl gemalte Bild der schönen Sarazeniin, das noch jetzt im Kommandantenzimmer der Wachsenburg, einer der drei thüringer Gleichen, hängt, vermochte die gelehrten Herren der Forschung nicht von ihrem Unglauben zu befehlen, denn, sagten sie, die Malerei wurde überhaupt erst 1410 von van Dyt erfunden. Noch weniger ließen sie sich durch die breite grünangestrichene zweischläfrige Bettstelle irre machen, die lange Zeit in der eingefallenen Schlossruine der Burg Gleichen stand, bis der jugendliche Übermut (oder die moralische Entrüstung) hallenser Studenten sie dem Feuertode weihte.

So wenig aber auch die gleichzeitigen Chronisten der wunderfamen Begebenheit Erwähnung tun, desto genauer und ausführlicher berichten darüber die späteren thüringer Chronikenschreiber, so Sagittarius in seiner Gleichenischen Chronik, Laurentius Perceusstein im *Theatrum Saxonieum*. Mellisautes („curieuse Beschreibung der Bergschlöffer“), Olearius in seiner thüringer Chronik (1741), wobei jeder freilich die Geschichte je nach den Eingebungen seiner Phantasie wieder anders erzählt. Sie tun das aber mit der ehrlichsten Miene von der Welt und es ist nicht zu zweifeln, daß sie auch an die Wahrheit des Factums geglaubt haben.

Als der am besten Unterrichtete in der Sache erweist sich Olearius. Er tut, als wenn er Augenzeuge von allem gewesen wäre. Er kennt genau den Inhalt des Briefes, den der heimkehrende Graf vor der Zuführung des neuen Weibes seiner rechtmäßigen Gattin geschrieben, und in welchem er sie nach Schilderung seiner Erlebnisse bittet, daß sie „so wahr ihr seine Wiederkunft wie auch Gesundheit und Leben annehmlich sei, die königliche Jungfrau neben ihr gedulden und lieben wolle“, welchem billig mäßigen Begehren die

Frau Gräfin aus Freud und Liebe gegen ihren Herrn, dessen sie so lange hatte beraubt sein müssen, gerne ohne Beschwernis stattgegeben habe. „Ist drauff“, berichtet der Chronist weiter, „sammt dem Herrn Grafen mit ansehnlichen Comitaten, dem ganzen Hofstaat und andern fürnehmen Personen der türkischen Matron entgegengezogen und hat dieselbe als eine königliche Tochter gegrüßet und mit großen Pomp und Freuden in das Gleichensche Schloß geführt.“ „Jederzeit“, fährt der Chronist fort, „hat sie die Türkische als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, welches dann die andere hinwiederum mit größter Demut und Freundlichkeit getan. Niemals ist gesehen worden, daß ein einziger Mißverstand oder eine Klage zwischen diesen zwei Gemahlinen je vorgegangen, sondern eine jede hat ihren Herrn in Einigkeit und Freundlichkeit an Haus und Bett allzeit lieb gehabt. Weil aber die Türkische viel schöner als die andere gewesen, so ist durch wunderbare Schickung Gottes geschehen, daß die Deutsche die Türkische in der Fruchtbarkeit und Erziehung der Kinder übertroffen, damit was die Natur jener an der Schönheit mehr gegeben und dieser genommen, an dieser durch die Fruchtbarkeit vergolten und jener entzogen wurde. Ist demnach die Sarazenische allezeit unfruchtbar geblieben, hat sie gleichwohl der Gräfin Kinder stetig lieb und wert gehabt und fleißige Sorge vor selbige getragen. Sie ist gewesen eine Ehre aller Matronen wegen ihrer Andacht, eine Säule ihres Hauses wegen der Gravität, eine Zierde aller Weiber wegen Furcht, Ehre und Treu gegen ihren Herrn Grafen, hat sich beflissen nicht in Gold, Kleinodien, Kleidern, gekrausten Haaren, sondern in Heiligkeit, Demut, Freundlich-, Holdselig- und Gutthätigkeit allen zu gefallen. Haben alle diese drei in gutem Haus- und Reichsfrieden ein ruhiges exemplarisches Leben geführt.“ Von ihnen soll dann zuerst die Sarazenin, dann schon zwei Monate darnach die deutsche Frau gestorben sein und als der letzte der Graf.

Es ist jedoch nicht der Zweck dieser Zeilen sich mit der Sage selbst, insbesondere auch nicht mit der Prüfung ihrer Echtheit zu beschäftigen, sondern mit dem in ihr gelösten Problem. Dieses Problem hat seine besondere Geschichte. Es handelt sich dabei nicht bloß darum, dasselbe dichterisch zu lösen, sondern auch darum, es, natürlich in idealer Weise, ins Leben zu übertragen. Der letztere Versuch ging hauptsächlich von dichterischen Genies aus, also von Leuten, die ein reiches Phantasielieben führten und darum wohl geneigt waren, dasselbe mit dem wirklichen Leben zu identifizieren. Die Dichter aber, die dabei in Frage kommen, zählen teilweise zu den größten im Reiche der Poesie, haben wir doch dabei die Namen eines Schiller und Goethe zu verzeichnen.

Natürlich handelt es sich dabei nicht um Lösung der Frage im mohamedanischen, sondern im ethisch-christlichen Sinne, um die Gestaltung eines Zusammenlebens der Geister und Herzen durch Verbannung aller Regungen gemeiner Selbstsucht und Eifersucht. Die Schöpfung eines solchen Verhältnisses entsprach ganz der eigentümlichen Gefühlswelt des vorigen Jahrhunderts mit seinem stark entwickelten Humanitätsbegriffe und der idealistisch-schwärmerischen Auffassung aller Lebensbeziehungen. Das erste Beispiel eines solchen Bundes lieferte der englische Satiriker Jonathan Swift. Swift lernte während seines Aufenthaltes auf dem Landgute des Sir William Temple, eines angesehenen Diplomaten, der sich

zur Ruhe gesetzt hatte, Esther Johnson kennen. Sie war die Tochter seines Haushofmeisters, richtiger wohl die natürliche Tochter des Gutsherrn selbst Swift, ein schöner, stattdlicher Mann mit „gefährlichen Augen“, ließ sich gern gefallen, daß die Frauen ihn liebten, aber er liebte sich selbst zu sehr, um andre zu lieben. Esther, der Johnson den dadurch berühmt gewordenen Namen Stella verlieh, ein liebenswürdiges freundliches Mädchen „zart und grazios“, war so sehr von dem Zauber seiner Persönlichkeit gefangen, daß sie ihre Selbständigkeit ganz aufgab. „Ihr eigenes Denken war“, sagt Swifts Biograph, Robert Pröls, „ganz in ihn übergegangen“. Als Swift seine Stelle als Dechant von St. Patrick in Irland erhielt, bewog er sie, ihm dahin zu folgen. Sie wohnte mit einer Gesellschafterin in einem anderen Hause. Ihre Stellung war die einer Schwester. Doch lehnte sich ihr reiner klarer Sinn gegen das immerhin leicht der Zweideutigkeit ausgelegte Verhältnis auf und sie bewog Swift sie zu heiraten. Allein die Trauung änderte nichts an den alten schwesterlichen Verhältnissen. Sie hatte weiter nichts als eine formelle Bedeutung für Swift. Er hielt den Schritt vor der Welt streng geheim. Stella wurde vor der Welt nie seine Gattin. Die Beweggründe dieses Handelns sind nicht klar gelegt. Möglich, daß er durch die Heirat mit einem bürgerlichen Mädchen seinem hochstrebenden politischen Ehrgeize keine Fesseln anlegen mochte. Für Stella aber war es gleichsam Naturnotwendigkeit, seinem Willen blind zu gehorchen. Sie ließ sich die Erniedrigung willig gefallen und machte keinen Gebrauch von ihrem formellen Rechte. Swift gelangte indes immer mehr zu Ehren und Ansehen. Er wurde von den Großen des Reichs wegen seines politischen Einflusses förmlich umschmeichelt. So erhielt er auch Eintritt in das Haus einer Mrs. Vanhownright, der Witwe eines hohen Beamten, welche mit ihren beiden Töchtern auf großem Fuße lebte. Die älteste der Töchter, von Swift Vanessa genannt, entbrannte bald in leidenschaftlicher Liebe zu dem berühmten Manne, und Swift wies diese Liebe nicht zurück, wenn er sie auch nicht mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Nach dem Tode der Mutter, deren Verschwendung eine Vermögenszerrüttung herbeigeführt hatte, wurden Vanessas Briefe immer glühender und das unternehmende leidenschaftliche Mädchen erschien plötzlich in Dublin, wo sich der Dichter aufhielt. So bestand das Verhältnis von Stella, der Frau, und Vanessa, der Geliebten, längere Zeit nebeneinander, ohne daß beide Frauen Kenntnis davon hatten, bis eines Tages Vanessa von der Existenz der Nebenbuhlerin Kunde erhielt. In eifersüchtiger Aufwallung schrieb sie Stella, welches ihre Recht an Swift wären? Diese schickte den Brief an Swift und dieser führt entzündet das Verhältnis zu Vanessa zum Bruche. Sie fiel in ein heftiges Fieber und starb nach wenigen Wochen. Auch Stella kränkelte und folgte der Nebenbuhlerin bald im Tode nach. Swift aber versank von da ab in Trübsinn, verlor mehr und mehr die Herrschaft über seine Sinne und seinen Verstand und endete in der elendesten Verfassung (1745).

Der Dualismus seines Herzens aber wurde zur litterarischen Legende.

Wol im Bewußtsein derselben schrieb Goethe im Jahre 1775 seine „Stella“, ein „Drama für Liebende“. Doch fußt dasselbe, wie neuere Goetheforscher (vergl. Wilhelm Scherer, Aufsätze über Goethe) nachweisen, noch weit mehr auf einem andern Verhältnisse, das sich im

Sinne des von Swift, damals zwischen Goethes Freunde Friedrich Heinrich (gewöhnlich genannt „Fritz“) Jacobi und Johanne Fahlmer abspielte. Jacobi war verheiratet, mit einem Fräulein Betty von Clermont, einem natürlichen, herzenguten Mädchen und lebte mit ihr in glücklichster Ehe auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf. Zu ihnen gesellte sich eine Verwandte Jacobis, eine Tochter aus der zweiten Ehe seines Großvaters, des Kommerzienrats Fahlmer, mit ihrer Mutter und einer früheren Erzieherin. Johanne Fahlmer war weit idealer angelegt, als die einfachere und mehr nüchterne Betty. Man hatte ihr nach dem Brauche jener phantastisch überschwenglichen Zeit den Namen „Abelaide“ (nach dem Muster von Wielands Philaide) beigelegt.

Zwischen ihr und Jacobi entwickelte sich nun bald eine schwärmerische Freundschaft, die allmählig einen wärmeren Charakter genommen zu haben scheint. Johannas Gemüt war dabei so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß sie einer auch mit physischen Leiden verbundenen Schwermut anheimfiel und die Bäder in Nachen in Anspruch nehmen mußte. Schließlich wurde sie die Beute eines hitzigen Fiebers, das sie indes glücklicher überstand als ihre Schicksalsgenossin Baueffa. Sie selbst bezeichnet die Krankheit als eine „große Krisenzeit auch anderer als physischer Leiden.“ Sie zog später mit ihrer Mutter nach Frankfurt. Das Verhältnis lenkte von da ab in ruhigere Bahnen ein, erhielt sich aber im Einverständnis aller Beteiligten auf der Basis idealer Freundschaft fort. Jacobi bezeichnete Johanna, die jetzt den gemüthlichen Namen „das Täntchen“ führte, als seine „edle Freundin“. Auch Betty besuchte die Genesene, obwohl ihr die Geschichte ihrer Krankheit nicht unbekannt geblieben war, und nahm sie zu einem vorübergehenden Besuche mit nach Düsseldorf, wo Jacobi wohnte. Dieser Besuch wiederholte sich regelmäßig alle zwei Jahre. Doch blieb Johanna immer unter dem Banne einer gewissen Schwermut. Sie wurde später die Gattin von Goethes Schwager Schloffer, nach dem Tode von Goethes Schwester.

Jacobi scheint Goethe gelegentlich eines Besuchs in Frankfurt sein Herz ausgeschüttet zu haben und der damals in der Mitte der Zwanziger stehende junge Dichter über das geoffenbarte Verhältnis in eine gewisse Entrüstung geraten zu sein. Darauf scheint wenigstens eine Äußerung von Jacobis Frau in einem Briefe an Goethe vom 6. November 1783 hinzuweisen, wenn sie schreibt, „daß die Tante und ich unsren ebenen und graden Wegen nebeneinander ohne stumpen und stolpern gehen ist wahr, obgleich noch immer ein Rätsel für den Herrn Doktor Goethe lobesam.“ In der Phantasie des letzteren nahm das „Verhältnis“ aber eine reale Gestaltung an und befruchtete dieselbe in ähnlicher Weise schöpferisch wie früher das Verhältnis Kästners zu Lotte. Das Produkt davon war das genannte „Drama für Liebende“, das freilich an Wert und epochemachender Bedeutung weit hinter „Werthers Leiden“ zurückblieb.

In Goethes Stella hat Fernando seine Frau Cäcilie samt seiner Tochter Lucia verlassen und ist mit einem schönen unschuldigen Geschöpfe, Stella, die er ihrem Dheim entführte, ein Verhältnis eingegangen, dem auch ein Pfand der Liebe entsproß. Als er hört, daß seine Frau und Kind in Not geraten sind, packt ihn die Reue und er zieht aus, um ihnen nachzuforschen. Da will's der Zufall, daß Cäcilie inzwischen zu Stella kommt, um ihre Tochter als Gesellschafterin anzubieten. Der heim-

kehrende Fernando erkennt die verlassene Frau, sinkt zu ihren Füßen und will, Stella verlassend, mit ihr fliehen. Aber kurz vor der beabsichtigten Flucht erwacht in ihm wieder die Liebe zu Stella, er wird schwankend und entdeckt Stella sein Verhältnis zu Cäcilien, seine beabsichtigte Flucht. Cäcilie kommt hinzu und springt der ohnmächtigen Stella bei. Beide Frauen haben sich bereits kennen und lieben geliebt, ohne daß Stella eine Ahnung von Fernandos Ehe hatte. Die Frau vergiebt der Geliebten und sucht sie der Verzweiflung, der sie verfiel, zu entziehen. Sie erinnert Fernando an die Geschichte des Grafen von Gleichen. Sie will den Konflikt in gleicher Weise lösen, wie dieser. Sie fühlt sich „als eine Gattin, die aus Liebe selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.“ „Du sollst,“ sagt sie zu ihm, „glücklich zu sein. Ich habe meine Tochter und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden ohne getrennt zu sein. Ich will entfernt von dir leben und ein Zeuge deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein. Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen, deine Briefe sollen mein einziges Leben sein und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen. Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt in einem Winkel der Erde. Wir lieben uns, nehmen Teil aneinander.“

Dem Fernando will der Vorschlag nicht recht einleuchten. „Als Scherz“, meinte er, „wäre es zu grausam, als Ernst unbegreiflich.“

Cäcilie kommt indes immer wieder auf das Verhältnis des Grafen von Gleichen zurück. Sie schildert, wie der Graf die Sarazenin seinem Weibe mit den Worten zugeführt habe: „Nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Binden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, meiner gewartet! Was bin ich — ihr schuldig? Da hast du sie! Belohne sie!“ „An ihrem Halse“, fährt Cäcilie erzählend fort, „rief das treue Weib, in tausend Tränen rief sie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört. Nimm ihn ganz! Laß ihn mir ganz! Jede soll ihn haben, ohne der andern etwas zu rauben. Und sie rief an seinem Halse, zu seinen Füßen: „Wir sind dein.“ Sie faßten beide seine Hände, hingen an ihm. Und Gott im Himmel freute sich der Liebe und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung, ein Bett und ein Grab!“

Das Drama schloß damit, daß Fernando die beiden Frauen mit dem Ausrufe: „Mein! Mein!“ umarmte. Die „Stella“ rief im Publikum vielfach Widerspruch hervor. „Man fühlte“, meint Goethes Biograph Lewes, daß das Problem damit nicht gelöst und der Schluß obendrein etwas lächerlich war.“ Dies bestimmte Goethe, gelegentlich einer Aufführung der Stella in Weimar den Schluß abzuändern, indem er Stella noch vor der erfolgten Versöhnung der beiden Gatten Gift nehmen läßt. Cäcilie pflegt die Sterbende vergebens um ihre Rettung flehend. Fernando aber geht fort, um sich zu erschließen, ein Ausgang, der das Problem ebensowenig löst, aber von Goethe doch beibehalten wurde und in die „gesammelten Werke“ überging.

Die Beziehungen in dem Drama zu den Personen des Jacobischen Kreises treten außer in der Zeichnung der Charaktere auch noch in verschiedenen Einzelheiten zu Tage, wie dies Uhlrichs nachweist.

Als Goethe seinem Freunde Jacobi das Manuskript zusante, erregte es anstatt des erhofften Beifalls dessen unverhohlenen Mißfallen. Die Rolle, die er in dem Drama als Fernando spielte, einen Charakter im Sinne der Clavigos und Weisklingen, war denn doch eine zu klägliche und die Bezugnahme auf die Doppellehe des Grafen von Gleichen gegenüber seinem sinnlich reinen Verhältnisse zu Johanne Fahlmer hatte etwas Verlegendes. Die Verstimmung zwischen den beiden Freunden hielt längere Zeit an. Auf Seiten Jacobis kam sie aber noch auf andere Weise zum Ausdruck.

Er schrieb einen Roman „Woldemar“, welchem er den gleichen Stoff zugrunde legte, ihn aber in seiner Weise und nach seiner Auffassung behandelte. Woldemar (d. i. Jacobi) wird von seinem Bruder angeleitet, ein älteres Mädchen, geistreich aber von sehr gefeßtem Charakter, namens Henriette, zu heiraten. Diese aber sucht seine Aufmerksamkeit auf ihre jüngere erst neunzehnjährige Schwester Alwine zu lenken. Sie sei unschuldig und natürlich und mehr geeigenschaftet, Liebe zu wecken als sie. Sie will eine „ledige Tante“ bleiben. In diesem Tantenberufe könne man höchst segensreich wirken. Woldemar folgt diesem Räte und heiratet Alwine, ohne daß damit sein seitheriges vertrauliches Verhältniß zu Henrietten eine Aenderung erfährt. Er gestattet sich ihr gegenüber alle Zärtlichkeiten eines Bruders zur Schwester. Er teilt mit ihr alle seine Geheimnisse, sie verkehrt unbefangen in seiner nächsten Nähe. „Henriette“, so schildert er sein Verhältniß zu ihr, „zog mich an mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlecht gemein hatte. Jeder weibliche Reiz an ihr war mir sichtbar und doch erregte sie nichts in mir von eigentlicher Liebe. Unsere Geister näherten sich von Tag zu Tag mehr und von Tag zu Tag wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre mir zuletzt ein Greuel gewesen, ein Greuel wie Blutschande. Jener Selbstbetrug, den wir platonische Liebe zu nennen belieben, konnte ebensowenig mich anwandeln. Wir wurden Freunde im erhabensten Sinne des Worts, Freunde wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können. Henriette war für mich ebenso wenig Mädchen wie Mann, sie war für mich Henriette!“

Und Alwine, Woldemars Frau? Von ihr sagt Woldemar: „Jeder Blick, den ich Henrietten gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, wurde eine Wollat für meine sorgliche Alwine; sie hüpfte dann vor Freude, wollte mich erdrücken.“ Und an einer andern Stelle heißt es in Bezug auf das Verhältniß Woldemars zu den beiden Frauen: „Mond und Sterne werden lebendig, wenn Alwine und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen. So wird alle Liebe wiedergegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche.“

In dieser Weise also sollte das Verhältniß zwischen Jacobi-Woldemar, Betty-Alwine und Henriette-Johanne von der Welt aufgefaßt werden. Der Roman wurde zu einer Apologie dieses Verhältnisses gegenüber der mißtrauischen Auffassung Goethes. Der nüchternen Realismus des neunzehnten Jahrhunderts schüttelt über die Existenzmöglichkeit eines solchen Verhältnisses freilich ungläubig das Haupt, in jener Zeit der „schönen Seelen“, der optimistischen Gefühlschwärmerei und des herrschenden Humanitätsprinzips glaubte man an solche „holbe Möglichkeiten“.

Der Dichter läßt dann zwar im Verlaufe seiner Geschichte die einzelnen Personen derselben mit Ausnahme der mit unbeirrten Instinkt ihren Weg verfolgenden Alwine in Zweifel und Bedenken geraten, aber die emporsteigende Selbstsucht wird immer wieder zerstört. Die Demut des Herzens richtet alles ins gleiche und die Liebe behauptet siegreich das Feld. „Vertrauet nur der Liebe, sie nimmt alles, aber sie giebt alles“. Mit dem Worte schließt der Roman und das Problem des Grafen von Gleichen gelangt so zur Lösung — im Reiche der Dichtkunst.

Nach dem Erscheinen von Goethes „Tasso“ hatte Jacobi, angeregt durch die Charakterähnlichkeit zwischen Tasso und Woldemar, eine Umarbeitung des Romans vorgenommen, worauf er den Roman Goethe selbst widmete. Die alte Freundschaft war damals vollständig wieder hergestellt. Und Goethe? Sonderbar! Er war im Verlaufe seines Lebens selbst dahin gekommen, die Rolle des Grafen von Gleichen zu spielen, in dem Doppelverhältniß zwischen Christiane Vulpius und Frau von Stein. Nur war die letztere keine Stella, Johanne oder Henriette; ihre Seele war nicht selbstlos genug, dem Reide und der Eifersucht zu wehren. An der letzteren ging ihr Verhältniß zu Goethe zugrunde und man hat nicht mit Unrecht in diesem Umstande einen Grund für die Annahme gefunden, daß das Verhältniß sich nicht auf der rein geistigen Höhe gehalten hat, wie bei jenen Frauen aus Jacobis Leben und Dichtung.

Fast genau zu derselben Zeit, als Goethes Stella erschien, spielte sich die Geschichte des Grafen von Gleichen im Leben eines andern deutschen Dichters ab, aber diesmal mit einem geradezu peinlichen Realismus, in dem Verhältnisse des Dichters der „Lenore“ Gottfried August Bürger zu seiner Frau Doris und seiner Schwägerin Molly.

Bürger hatte sich mit Dorette Leonhard, der Tochter des Amtmanns Leonhard in Niedeck (1774) verheiratet. Die Heirat war seinerseits ohne Überlegung und Befragung der Meinung seines Herzens erfolgt. Zu spät entdeckte er, daß er ihre um zwei Jahre jüngere Schwester Auguste, genannt Molly, liebe. Die Leidenschaft für diese wuchs mächtig, rückhaltslos und ohne Schranken empor. Molly, schöner und anmutiger, geistig reicher veranlagt und von großem sinnlichem Reize, drängte die einfachere Schwester mehr und mehr in den Hintergrund. Eine stille Dulderin, trug sie das über sie schuldlos hereingebrochene Schicksal. Die natürliche Liebe zur Schwester und die nicht erloschene zum Gatten hielten sie gemeinsam ab, die letzten Konsequenzen des an ihr verübten Treubruchs zu ziehen, obwohl der letztere nach der Mutterchaft Mollys vor aller Welt zu Tage lag. Über das ganze Verhältniß liegt ein späteres Selbstbekenntnis Bürgers vor, dessen wunderbare Aufrichtigkeit ebensowohl einen tieferen Eindruck in das Wesen desselben gestattet, wie es andererseits darnach angetan ist, ihm die Sympathie wenigstens unseres Mitleids zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)



Das Magazin

— für Literatur. —

1882 begründet
von
Joseph Lehmann.

Herausgegeben von **Fritz Mauthner** und **Otto Neumann-Hofer**.

Redaktion: Berlin W. Winterfeldstraße 8.

Verlag
von
E. & P. Lehmann.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis 4 Mark vierteljährlich. Bestellungen werden von jeder Buchhandlung, jedem Postamt (Nr. 3589 der Postzeitungsliste), sowie vom Verlage des „Magazins“ entgegengenommen. Anzeigen 40 Pfg. die dreispaltige Petitzeile.

— Preis der Einzelnummer: 40 Pfg. —

60. Jahrgang.

Berlin, den 21. Februar 1891.

Nr. 8.

Inhalt: Ludwig Bietsch: Wie man Schriftsteller werden kann. VII. — P. K. Hofegger: Neue Erinnerungen an Anzengruber. — Fr. Helbig: Die Geschichte des Problems des Grafen von Gleichen II. — A. Meyher: Die Hauptdramatiker des Théâtre Libre in Paris. — Johannes Schlaf: Feierabend; Siesta. — Theater von Fritz Mauthner: Die „Raben“ von Henri Becque auf der „Freien Bühne“. — Gedichte von Giosuè Carducci.

Unbefugter Nachdruck wird auf Grund der Gesetze und Verträge verfolgt.

Zur Geschichte des Problems des Grafen von Gleichen.

Von
Fr. Helbig.

II.

„Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt“, schrieb Bürger an seine spätere Verlobte, Elise Hahn. „Auf eine sonderbare Art, zu weitläufig um hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heiraten ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein aus ziemlicher Unbekanntheit mit mir selbst, hielt ich es, obgleich ichs nicht ganz ableugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft tun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare von dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger und unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmütig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgiltigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. — Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen und die andere geheim es wirklich zu sein.

„Stellas sind keine Träume, aber weiß Gott, auch Fernandos nicht“, schrieb damals Bürgers Freund Sprickmann, der Vertraute des Geheimnisses.

Das Verhältnis bestand bis zum Tode der rechtmäßigen Gattin. Doris, eine echte Stella-Natur, starb — man darf hier wohl die Diagnose des gebrochenen Herzens stellen — erst achtundzwanzig Jahre alt, im Jahre 1784 und Bürger erwartete mit Sehnsucht den Ablauf des Trauerjahrs, um sich mit seiner „heißgeliebten“ Molly zu verbinden. Das so schwer erkämpfte Glück war indeß nur von kurzer Dauer, denn Molly starb, nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt, schon am 9. Januar 1786 nach einer kaum siebenmonatlichen Ehe.

Bürger hat um das Haupt seiner Molly den unvergänglichen Lorbeer der Dichtkunst in reicher Fülle geschlungen, und die auf ihr und ihm lastende Schuld mit dem Glorienscheine der Tragik umgeben. In der bekannten Elegie „Als Molly sich losreißen wollte“ schildert er seine Flammenliebe mit so glühender Farbigkeit, daß man das Gedicht nicht mit Unrecht dem „Hohen Liebe“ Salomonis gleichgestellt hat. Er empfindet alle Dualen des sittlichen Konflikts, er findet zwar Entschuldigung für sein Gewissen, aber nicht die Kraft, den Widerstreit zu lösen.

War denn diese Flammenliebe
fragt er sich:

Freier Willkür heimgestellt?
Nein! Den Sommer solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.
Unausstülgbar keimen diese
Sprossen dicht von selbst empor
Wie im Tal und auf der Wiese
Kraut und Blume, Gras und Rohr.
Sinnig sitz ich oft und frage
Und erwäg es herzlich treu
Auf des besten Wissens Wage
Ob „Uns lieben“ Sünde sei?
Dann erkenn ich zwar und finde
Krankheit schwer und unheilbar:
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

Von dieser Krankheit möchte er wohl gern genesen, aber ob er auch Ärzte, Priester, Weise und Toren „um ihren Rat befragt“, keiner hat ihm die rechte Arznei verschreiben können. So läßt er denn seine Liebe als freien Strom dahinfließen! Auf der Höhe des Stromes liegt eine anmutvolle Insel, auf welche der Schiffer zu lenken begehrt, aber sein Schiff hängt an den Banden strenger Pflichten, die er zu ehren hat und Mollly selbst verwehrt ihm dort anzulanden. Er will sich daher begnügen, den Rand des Paradieses zu umfahren und seine Obhut wahren gegen fremde Räuberhand. Aber das Gelöbniß hält vor der Leidenschaft der Sinne nicht stand.

Als die „Herrliche“ dann nach der Schwester Tode die Seine „ganz vor Welt und Himmel“ gemorden war, singt er „am Altar der Einzigen“ das „Hohe Lied“:

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen ohne Schuld;
An dem Busen zu erwärmen
An dem Busen voll Erbarmen
Voller Liebe, Treu und Guld:
Das ist mehr als an der Kette
Aus der Folterkammer Pein
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flammenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.

Der Leichtsinn des Herzens hat in Bürgers Leben dann noch eine schwere Buße gezahlt in seiner trostlosen Ehe mit dem „leichtfertigen Schwabenmädchen“, das ihn aufs schwerste betrog. —

Übrigens verwirrten Konflikte dieser Art vorübergehend auch andere Dichterköpfe jener Zeit, wie Göttingt und Stolberg. Am interessantesten aber ist es zu verfolgen, wie das Gleichnisse Problem auch in dem Herzensleben Schillers eine, wenn auch nur zeitweilige, doch für dessen Geschichte bedeutsame Rolle gespielt hat. Hier wandeln wir wieder in höheren und reineren Sphären.

Schiller hatte durch Wilhelm von Wolzogen dessen Cousinen, die Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen gelernt. Die erste war in unglücklicher Ehe mit einem Herrn von Deulwig verheiratet. Beide Schwestern fanden den Mittelpunkt ihres Lebens im Hause der Mutter, einer Forstmeisterswitwe Johanne von Lengefeld in Rudolstadt. Im Sommer 1788 zog Schiller nach dem nahegelegenen Volkstädt, um dort den

Sommer auf dem Lande zuzubringen. Hier trat er in einen fast täglichen Verkehr mit der Familie. Schiller lag es zunächst fern, eine herzliche Annäherung zu den Schwestern zu suchen, obwohl Charlotte ihm bereits nicht gleichgültig geblieben war.

„Ich werde,“ schrieb er in den ersten Tagen seiner Übersiedelung an Körner, den vertrauten Freund und Berater seines Herzens, „eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas derartiges begegnen können, wenn ich mich mit selbst hätte überlassen wollen.“

Nach seiner „Dresdener Liäson“, dem bekannten zweideutigen Verhältnisse zu Henriette von Arnim, und seinen eben erst zur Lösung gekommenen Beziehungen zu der genialen Charlotte von Kalb hatte er mit Mühe wieder ein „bisches Ordnung in seinen Kopf, sein Herz und seine Geschäfte gebracht“ und mochte durch eine solche neue „Distraction dieselbe nicht wieder über den Haufen werfen“. Er traute indes seinem Herzen doch nicht ganz und griff zu einem eigentümlichen Mittel, diese Absicht zu erreichen: Er nahm sich, seinen eigenen Worten nach, vor, sein Herz durch Verteilung zu schwächen.*) Indes erweckt schon der Besuch eines Balles seitens Lottchens in ihm die schlecht verhehlte Empfindung der Eifersucht Als der Herbst und damit die Stunde der Trennung nahte, wagte sich die zurückgehaltene Liebe schon etwas mehr hervor, doch glaubte er noch Körner versichern zu können, er habe es redlich gehalten, was er sich zum Vorsatz machte und ihm angelobte. Sein Herz sei noch ganz frei. „Ich habe meine Empfindung durch Verteilung geschwächt und so ist denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft geblieben.“

Der Sommer des nächsten Jahres zog ihn wieder in die Nähe der Schwestern. Das Verteilungsprinzip war da bereits aufgegeben. Er hatte sogar die bestimmte Absicht, sich Lottchen zu erklären. Aber es kam nicht dazu. Er redete sich ein, daß sein Geständnis „die schöne Harmonie der Freundschaft zerstören könne, daß er mit ihm auch das verlieren könne, was er schon besaß, an beiden besaß“. Er kam, indem er Lottchens Zurückhaltung als Kälte deutete, sogar dahin, anzunehmen, es bestehe eine geheime Abmachung zwischen den Schwestern, „die eigenen Herzenswünsche dem Zwang der Freundschaft zu opfern, die gemeinsame Freundschaft nie zur Liebe zu kehren, sondern sie sich ohne Liebevollenden zu lassen.“

In gegenseitiger Selbstqual wuchs das unklare Verhältnis immer mehr in eine peinliche Spannung hinein, bis der Heroismus Karolinens die Entscheidung herbeiführte, indem sie Schiller, den sie selbst liebte, der Schwester zuführte. Sie handelte also genau so wie jene Henriette in Jakobis „Waldemar“. Nach der jetzt erfolgten Verlobung Schillers mit Lotten hätte man meinen sollen, daß es mit dem Dreibunde zu Ende gewesen wäre und die Schwägerin Karoline ganz aus demselben scheiden würde. Da geschah aber das Sonderbare, daß Schiller sich und zwar scheinbar in allem

*) Der Verfasser folgt hier seinem im Jahrgang 1877 der „Gartenlaube“ enthaltenen, durch mehrere Nummern hindurchgehenden Essay: Aus dem Herzensleben unseres Lieblingsdichters, in dem er eine eingehende Analyse des Verhältnisses zu geben versucht hat.

Erste in den Gedanken hinein träumte, daß sein Herz beide Schwestern mit gleicher Liebe umfassen könne. Der unerfahrene Lebenspraktiker hielt das Leben für inhaltvoll genug, daß in seinem Schoße das in voller Realität bestehen könne, was Jacobi im Romane ausgestaltete. Der Herausgeber des litterarischen Nachlasses Karolinens, der jüngst verstorbene Kirchenhistoriker Karl Haase in Jena, spricht es in der Vorrede zu jener Herausgabe, mit ausdrücklichen Worten aus, Schiller habe geglaubt, die Ehe des Grafen von Gleichen im Reiche des Idealen verwirklichen zu können. Unmittelbar nach der Verlobung mit Charlotten schreibt Schiller an Karolinen:

„Vor meiner Seele steht es klar und helle, welcher Himmel in der deinigen mir bereitet liegt. O was für himmlisch schöne Tage eröffnen sich uns. In mir, lebt kein Wunsch, den meine Lotte und Karoline nicht unerschöpflich befriedigen könne. Und wohl mir, Feuerste meiner Seele, wenn Ihr in mir findet, was Euch glücklich macht.“

Die dualistische Form der Anekdote kehrt auch in den nachfolgenden Briefen wieder. Da heißt es: „Wie so anders ist alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet! Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie die ganze Natur verkleidet. Die Erinnerung an Euch führt mich auf alles, weil alles wieder mich an Euch erinnert.“ Und dann wieder: „Ja eine schöne Harmonie ist, soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen, unerschöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe, und die unserige glüht in dem ewig schönen Feuer einer immer mehr sich veredelnden Seele. O! Es ist jetzt das einzige Glück meines Lebens, daß Ihr mich in einem Herzen der Liebe tragt. Nur in Euch zu leben und Ihr in mir, oh, das ist ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns hinweg rücken wird.“ Die Phantasie des Dichters sieht diese Seelengemeinschaft auch in der weitem Zukun't gewahrt. „Was wird es sein, wenn Ihr mir wirklich gegeben seid, Ihr meine Engel, wenn ich Leben und Liebe von Euren Lippen atmen kann. . . Eure Liebe ist das Licht meines Lebens.“ Selbst räumlich hat er sich das Verhältnis in traulicher Behaglichkeit zurecht gelegt. „Ich weiß Euch in meinem Zimmer. Du Karoline bist am Klavier und Lottchen arbeitet neben Dir und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts mich Euch wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird mir bloß durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung. Und getragen von diesem himmlischen Paare verfließt unser goldenes Leben.“ Wie Karoline zu dem Gedanken sich stellte, ist nicht klarzustellen, da sie die jenen Zeitpunkt berührenden Briefe später vernichtete. Ja sie schreckte nicht davor zurück, in den Briefen an Lottchen vor ihrer Veröffentlichung Korrekturen anzubringen, indem sie an die Stelle des Duals den Singular setzte und die teure Karoline in ein „teures Lottchen“ unsetzte. Sie tat dabei das Gleiche, was Johanna Fahlmer in Bezug auf die Briefe tat, welche die

Jacobi von ihr im Besitz hatte. Schiller sagte sich dabei recht wol, daß die Welt für ein solches Verhältnis kein rechtes Verständnis haben und über dasselbe wol bedenklich den Kopf schütteln würde. „Hätte man uns erst in unserem engeren Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren, wer hätte dieses zarte Verhältnis begriffen? Eine freie schöne Seele gehört dazu, unsere persönliche Stellung gegen einander aufzufassen. Die ganze Geschichte unserer aufblühenden Werbung untereinander müßte man übersehen haben und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinung in uns auszulegen.“

